

Zeitenchaos
Band 1

Zeitenchaos

Band 1

von Tini Wider

Romantasy



Impressum

Texte: © Copyright 2021 Tini Wider – Alle Rechte vorbehalten
Tini Wider 8971 Horne Street, Burnaby, BC, V3N 4J8
www.tinischreibt.com
hallo@tinischreibt.com

Lektorat: Libri Melior – Janine Weyer (Michael Weyer)
info@libri-melior-lektorat.de (D) und Ulrike Blechschmidt (D)
Buchsatz: Evelyn Zimmermann, EvelynZimmermann@gmx.at
Covergestaltung: Mary Cronos/Colors of Cronos

Verlag & Druck:
tredition GmbH, Halenreihe 40-44, 22359 Hamburg
ISBN Hardcover: 978-3-347-59584-2

Schmuckausgabe Druck:
Booksfactory.de, ein Service der Print Group Sp. z o.o.

Das Softcover ist beim hws 1. Suhler Kinderbuchverlag erschienen.
www.1suhlerkinderbuchverlag.net
ISBN: 978-3-948711-01-6

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Ohne Zustimmung der Autoormarin ist jede Verwertung unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Verbreitung, Vervielfältigung, Übersetzung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über dnb.dnb.de abrufbar.

Über die Autorin

Tini Wider schreibt am liebsten Romantasy und Urban Fantasy. Die Autorin entführt die LeserInnen in eine Welt der Liebe, die mit einem Hauch Magie verbunden ist.

Themen wie das Entdecken der inneren Stärke und der persönlichen Einzigartigkeit stehen im Kern jeder ihrer Geschichten. Trotz der Hindernisse, die die Protagonisten meistern müssen, kommen die Liebe und das Happy End niemals zu kurz.



Mehr über Tini erfahren auf: www.tinischreibt.com

Über die Coverdesignerin



Mary Cronos ist Autorin, Moderatorin und Künstlerin. Als Coverdesignerin arbeitet sie seit 2015 und bewegt sich am liebsten in der Belletristik: Es darf auf ihren Covern fantastisch, schaurig, spannend und gern auch romantisch zugehen. Sie bietet individuelle Coverdesigns wie dieses ebenso an wie Premades.

Durch ihre Arbeit als Illustratorin und Fotografin kann sie außerdem jedem Cover einen einmaligen Schliff verleihen.

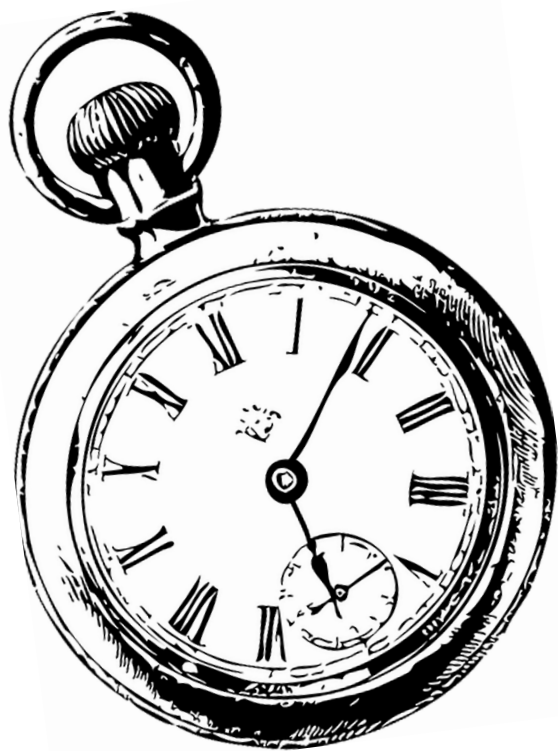
Besuch sie doch auf ihrer Design-Website:

www.colors-of-cronos.style

Ein kleine (große) Bitte vorneweg ...

Rezensionen sind wirklich unglaublich wichtig für uns AutorInnen. Einmal sind sie die direkte Rückmeldung für mich, wie dir meine Geschichte gefallen hat. Außerdem helfen sie mein Buch, neben Werken mit hohem Werbebudgets, besser sichtbar zu machen und auf diesem Weg wieder LeserInnen zu gewinnen. Aus diesem Grund würde ich mich wahnsinnig freuen, wenn du dir ein paar Minuten Zeit nehmen könntest, um mich zu unterstützen und ein paar Worte zu meinem Buch hinterlässt.

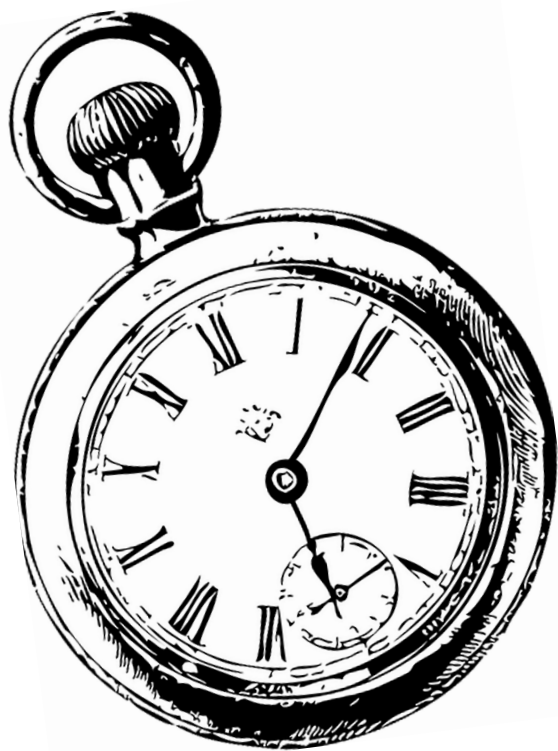
Ich lese jede einzelne Bewertung und freue mich über deine Mühe.



Widmung

Für meinen Papa

*Geh nur, sagte sie,
aber wenn die Kälte in dein Herz kriecht,
werde ich dir den Südwind schicken
und die Nachtigall mit der Lerche.
Ich zog die Wanderstiefel an.
Hey du, sagte ich,
ich trage dein Versprechen im Herzen.
(Sir Anthony)*



Kapitel 1

Das Knattern von Eisenbahnschienen hatte immer schon einen einschläfernden Effekt auf mich gehabt. Hinzu kam die sanfte Hügellandschaft mit Telefonmasten, Hecken und Häusern, die an mir vorbeizogen. Ich saß in einem Regionalzug, und die gefühlten eintausend Minibahnhöfe, in denen der Zug anhielt, sollten mich eigentlich höllisch nerven, aber in diesem Fall genoss ich es. Jeder Kilometer, Meter, ja jeder Zentimeter war ein Stück weiter in die Freiheit. Hinaus aus dem kleinen Kaff, das mich nur zurückgehalten hatte. Sogar die dicke bleigraue Wolkendecke, die drohend den Regen versprach, konnte mir nichts anhaben. Sonnenschein hätte sich im Moment ohnehin nur wie eine Verhöhnung angefühlt. Trotzig reckte ich das Kinn in die Höhe, für ein strahlendes Lächeln reichte meine Kraft noch nicht. Schon nach wenigen Minuten wurde ich wieder von den monotonen Geräuschen des Zuges eingelullt und lehnte meinen Kopf an die Scheibe.

Der Klingelton meines Handys riss mich aus meiner Trance. Ich seufzte und hob ab.

»Ja?« Meine überbesorgte Schwester Pippa war am anderen Ende.

»Entschuldige bitte. Ich wollte nur kurz bei dir ... Also, hast du den Zug erwischt?«

Ich rollte mit den Augen. »Pippa, du hast mich zum Bahnhof gebracht und mich einsteigen sehen. Ich glaube, du hast sogar noch mit einem weißen Taschentuch gewunken.«

Stille am anderen Ende der Leitung. Etwas sanfter fuhr ich fort: »Es ist in Ordnung. Und nein, es geht mir nicht gut. Aber ich bin froh, dass ich jetzt alles hinter mir lasse.«



Ich konnte förmlich sehen, wie meine Schwester vor dem Spiegel stand und an ihrem perfekten Pagenschnitt herumzupfte. Wir waren eineiige Zwillinge, die sich äußerlich bis aufs Haar glichen, wobei es in der Tat ein paar kleine, aber feine Unterschiede gab. Zum Beispiel hatten wir beide Sommersprossen auf der Nase, die aber ganz anders angeordnet waren und bei näherer Betrachtung einen ziemlich großen Unterschied bewirkten, wie ich fand. Nur die kleine, etwas zu stupsige Nase war wirklich beinahe identisch. Und wenn Pippa lächelte, bildete sich auf der linken Wange ein winzig kleines Grübchen, dafür hatte ich eine steile Grübelfalte zwischen den Augenbrauen, vor allem, wenn ich mich konzentrierte.

»Na gut. Du bist dann bei Lena, ja? Bitte melde dich, wenn du angekommen bist, wir machen uns sonst Sorgen. Pepper? Hörst du?«

Jaja, dachte ich genervt und nickte.

»Äh, ja. Ich bin bei Lena, genau. Mal sehen. Ich muss mich jetzt auf die Landschaft konzentrieren. Hallo? Oje, da kommt ein Tunnel. Grüße an Mama und Papa!« Entschlossen drückte ich den roten Hörer auf dem Display.

Ich wollte nicht so abrupt mit ihr sein, aber diese übermütterliche Art trieb mich in den Wahnsinn.

Pippa wäre selbstverständlich nicht einfach abgehauen. Für sie wäre es unvorstellbar, Waterville, das Kaff, in dem wir aufgewachsen waren und immer noch lebten, den Rücken zu kehren. Kein Grund könnte schlimm genug für sie sein, diesen Ort zu verlassen.

Ich atmete tief durch. Warum konnte Pippa nicht mit dieser Gluckennummer aufhören? Jetzt war eindeutig Schluss – für mich jedenfalls. Sie konnte ihr Leben von mir aus in



langweiligen, geordneten Bahnen weiterführen, das war ihre Sache. Aber nicht mit mir.

Der Zug kam quietschend zum Stehen. Mein Handy meldete eine Nachricht. Was wollte Pippa denn noch? Zieh dir eine warme Jacke an, vielleicht?

Ich ignorierte das Display absichtlich und blickte angestrengt aus dem Fenster. Blackpool stand da auf dem Schild. Passend zu meiner Stimmung. Draußen verabschiedete sich gerade ein Mann von seiner Familie. Es war herzallerliebste. Zwei kleine Mädchen klammerten sich an ihn und brabbelten unverständliches Zeug, aber die Worte Daddy, vermissen und so etwas Ähnliches konnte ich gedämpft durch die Scheibe des Zuges hören. Er nahm seine Frau in die Arme und küsste sie zärtlich. Mir kam die Galle hoch, und ich musste mich abwenden.

Mein Handy piepste erneut. Resigniert sah ich auf die Nachricht und löschte diese, ohne sie zu öffnen. Leider konnte ich die Bilder, die jetzt vor meinem inneren Auge aufstiegen, nicht so einfach wegdrücken. Wie hatte er das nur tun können? Warum nur? War ich nicht genug gewesen? War ich nicht immer für ihn da gewesen?

Regentropfen platschten langsam, aber stetig auf die Scheibe. Erst nur vereinzelt, doch innerhalb kürzester Zeit war ein ausgewachsenes Unwetter im Gange. Der Zug setzte sich langsam wieder in Bewegung, und die Tropfen zogen durch den Fahrtwind Spuren. Ich folgte den Spuren mit dem Finger. Es kam mir dabei vor, als hinge mein Leben an diesen unzähligen Tropfen und zerrann direkt vor meinen Augen. Mein Leben, das ich noch vor drei Stunden mehr oder weniger sorglos gelebt hatte, bunt und greifbar. Gut,



das Lokal war nicht wirklich meine Idee gewesen, aber in einer Beziehung unterstützte man die Pläne des Partners doch, oder? Man war für den Partner da, den man liebte und ...

Oh, gefährliche Gedanken.

Liebe ... Wenn man jemanden liebt, geht man nicht fremd, verdammt nochmal.

Ärger und Stolz kochten unaufhaltsam in mir hoch und übernahmen das Regiment. Gut so. Sie verdrängten die lähmende Traurigkeit.

Krampfhaft versuchte ich, mich auf die vorbeiziehenden Hecken zu fokussieren. Ich begann sogar, sie zu zählen. Eine Hecke, zwei Hecken ...

Der Familienvater erschien am Ende des Waggons. Unweigerlich stieg ein Bild in mir auf, das sich meinen Körper fast taub anfühlen ließ. Gabriels Lächeln; Gabriel in der Band, wie er für mich singt; Gabriel vor dem Altar, auf mich wartend; Gabriel mit einem Baby auf dem Arm ... Reale Bilder und Wunschvorstellung ballten sich zu einem schmerzhaften Knoten in meinem Bauch.

»Pepper, du und ich, wir sind doch so ein tolles Team. Du vervollständigst mich. Ohne dich kann ich nicht leben«, hatte er gesagt.

Na klar. Ohne mein Geld, ohne meine Arbeitskraft, ohne ihm immer wieder zu bestätigen, wie wahnsinnig toll er war. Dabei hatte alles so wunderbar angefangen. Er hatte regelrecht um mich gekämpft. Unwillkürlich musste ich lächeln, als ich daran dachte, wie er wie ein Barde mit der Gitarre vor meinem Fenster gesungen hatte. Es war hart gewesen, ihm zu widerstehen. Die eifersüchtigen Blicke der Schnepfen im Dorf waren Balsam für meine Seele, schließlich war ich, die



Außenseiterin, die Unangepasste, plötzlich die Auserwählte des großen Gabriels.

Die Realität überrollte mich mit einer Welle der Übelkeit. Träume, Schäume, alles vorbei. Hätte ich mir doch gleich denken können, dass diese Pläne nie und nimmer Wirklichkeit würden. Meine Augen füllten sich trotz meinem Widerstand mit Tränen.

Zehn Hecken ...

Ich blinzelte.

Vierzehn Hecken. Fünfzehn ...

Trotz der Zählerei drängte sich unaufhaltsam eine Erinnerung in meine Gedanken. Gewaltsam versuchte ich, sie in die hinterste Ecke zu verbannen, doch sie arbeitete sich hartnäckig nach vorn.

Ich saß vor dem Computerbildschirm und starrte auf Gabriels E-Mail- Programm. Zuerst fand ich es nur lächerlich. Das sah aus wie eine dieser widerlichen, unseriösen Spam-E-Mails. Ich wollte schon aufstehen, aber wenn er das Programm nicht geschlossen hatte, konnte er ja eigentlich nichts verheimlichen. Oder? Außerdem machte er das oft so – und ich auch. Ich fand es wunderbar, dass wir so offen miteinander umgingen.

Ja, das dachte ich mir so. Einfältige Kuh, die ich war. Arroganter Schnepfenmeister.

Als ich die E-Mail mit zitternden Fingern und rasendem Herzen anklickte, kam ich mir vor wie eine Verbrecherin, die in die Privatsphäre ihres Freundes eindrang. Eine paranoide, zickige, eifersüchtige ...

Weiter kam ich nicht.

Diese E-Mail war so eindeutig zweideutig, mit Fotos, allen Details und Arrangements, um sich zu treffen. Wie in Trance



öffnete ich weitere E-Mails. Wer zum Teufel war Hotstuff 21? Der Absender verriet nicht im Mindesten, wer dahinter stecken könnte. Allerdings war mir das schon nach zwei Emails völlig egal. Denn vertraulicher und eindeutiger ging es gar nicht mehr. Einfach furchtbar. Mein Atem ging jetzt stoßweise. Selbst wenn ich gewollt hätte, ich konnte mich nicht davon abwenden. Wer verschickte denn bitte Fotos von intimen Körperteilen? Es war so widerwärtig, so unverkennbar. Keine Entschuldigung der Welt hätte das erklären können und es war mir auch wirklich egal, wer das war. Mein Magen knotete sich bei dem Gedanken, dass das alles reale Treffen beinhaltete und wie er sich mit einer anderen vergnügte, zu einer noch zäheren Masse zusammen.

Zwanzig Hecken. Einundzwanzig ...

Der Familienvater ging an mir vorbei und streifte mich mit seinem Blick. Als er mich nicht mehr sehen konnte, streckte ich ihm die Zunge raus. Kinder, Familie, Glück ... Wer wollte das schon?

Die nächste Erinnerung bahnte sich ihren Weg in meine Gedanken. Ich saß bei Pippa in ihrer perfekten Küche und versuchte, an irgendetwas Halt zu finden. Mein Blick schweifte unruhig hin und her. An der Wand, in makellosen Rahmen, hingen perfekt arrangierte Fotos von ihr und ihrem Mann Leo, die aussahen, als wären sie einem Bilderbuch entsprungen. Leo der Makellose, wie ich ihn insgeheim nannte, war zum Glück nicht zu Hause. Er studierte Rechtswissenschaften und kam erst abends nach Hause.

Zudem zierten die Wand Fotostrecken von Pippa und mir in jedem Alter, dazwischen fanden sich Bilder meiner Eltern



mit ihren Instrumenten. Beide spielten Cello. Diverse Flyer mit Konzertankündigungen und Zeitungsausschnitten, fein säuberlich angeordnet, durften hinter einem Glasrahmen nicht fehlen.

Selbstverständlich hatte Pippa auch eine Aufnahme unserer Mutter mit ihrem ersten Cello, das wir auch liebevoll »das ominöse Cello« nannten. Es hatte diesen Spitznamen erhalten, da es ominös und geheimnisvoll ohne Absender bei Mama aufgetaucht war und ihr Leben damals komplett verändert hatte. Es war ihr erster Schritt in die Unabhängigkeit und Freiheit gewesen. Wenn man so will, hatte sie ihr Leben und dann sogar die Beziehung zu meinem Vater durch dieses Instrument gerettet. Oder eben in eine Bahn gelenkt, die das Leben meiner Eltern von Grund auf zum Positiven verändert hatte. Nur meines nicht. Meines lief gerade irgendwie auf einem Nebengleis. Ich legte den Kopf schief. Manchmal kam mir mein eigenes Leben unwirklich vor, als blickte ich auf das einer anderen Person.

Fast schon unscheinbar hingen da auch Fotos von meiner Mutter und ihrer verstorbenen Zwillingsschwester. Eine Aufnahme stach mir wie immer ins Auge. Meine Mutter und Sibille saßen im Garten auf einer Bank und sahen einander an. Sie wirkten wie eine untrennbare Einheit, und es war beinahe unmöglich, sie zu unterscheiden. Angeblich war ich meiner Tante Sibille sehr ähnlich – nicht nur äußerlich. Zumindest behaupteten das meine Mutter und meine Oma immer. Ich wischte diese alte Geschichte aus meinen Gedanken. Es brachte ja doch nichts, sich darüber den Kopf zu zerbrechen.

Mein Blick blieb an der makellosen Braut Pippa mit ihrem makellosen Bräutigam hängen. Sie hatten gleich nach der Schule geheiratet. Viel zu früh und überstürzt, meiner Meinung



nach. Pippa machte eine Ausbildung zur Grundschullehrerin. Sie musste ja den geradlinigsten aller langweiligen Wege gehen. Einen Weg, den auch ich zu meistern versucht hatte, doch im Gegensatz zu meiner Schwester war ich kläglich gescheitert. Zumindest schien es mir so.

Aber, und das rechnete ich ihr hoch an, sie hatte heute den Vormittag geschwänzt. Für mich. Mir zuliebe den Unterricht zu versäumen, war etwas ganz Besonderes gewesen.

Pippa stellte zwei makellose Teetassen vor uns, doch wenn ich ehrlich war, war mir eigentlich nach einem Schnaps zumute.

»Und ... du bist dir ganz sicher?«

Ich hob den Kopf und funkelte sie böse an. Pippa hob abwehrend die Hände. »Ich frag ja nur, weil sich all deine anderen Verdächtigungen immer in Luft aufgelöst hatten.«

Ja, das hatten sie in der Tat. Oder vielleicht löste ich sie absichtlich auf. Je nachdem.

Schon bevor ich diese eine E-Mail entdeckt und geöffnet hatte, hatte ich Zugang zu Gabriels E-Mail-Programm gehabt. Es war fast schon langweilig gewesen, deshalb hatte ich auch nie Verdacht geschöpft. Obwohl es immer wieder Situationen gegeben hatte, die ich aus heutiger Sicht vielleicht anders betrachten würde. Er kam viel später als geplant aus dem Lokal nach Hause. Als frischgebackener Lokalbesitzer hatte er ständig etwas zu erledigen. Er hatte seltsam viele Termine in einem Dorf mit diversen Lieferanten. Und jedes Mal, wenn ich es wagte, nachzufragen, kam eine abfällige Bemerkung seinerseits.

»Wirklich? Meinst du, so funktioniert eine Beziehung mit mir? Du musst mir schon vertrauen, Pepper«, hatte er gesagt.



Und das tat ich auch, denn wenn ich Zweifel geäußert hatte, war Gabriel für kurze Zeit unglaublich anschiemig geworden.

»Schnecki, wenn das hier mal läuft, dann verkaufen wir den Laden und wandern aus. Australien? Kanada? Neuseeland? Was sagst du?«

Bei dem Gedanken, woanders als in Waterville zu leben, hüpfte mein Herz in die Höhe. Er schilderte in den buntesten Farben, wo wir überallhin reisen würden, und ich vergaß oder verdrängte alle unangenehmen Gedanken.

Sofort keimte Unsicherheit in mir auf. Vielleicht steigerte ich mich in etwas hinein? Ich schniefte, dann hatte ich wieder eine besonders widerliche E-Mail mit Bildanhang vor meinem geistigen Auge.

Nein. Leider keine Chance in diesem Fall.

»Ja. Ich glaube, er ist einfach nur unvorsichtig geworden. Ich bin mir fast sicher, er hat schon seit über einem Jahr mehr als eine Schnepfe am Haken.«

Blöde Arsch-Schnepfen.

Gabriel war der Herr der Schnepfen. Sie himmelten ihn alle an. Das gesamte Dorf und alle Nebendörfer dazu. Aber ich nicht. Ich hatte ihm widerstanden. Na ja, ich musste mir insgeheim eingestehen, dass ich wohl immer schon in ihn verliebt gewesen war, ich wollte nur nicht diesen Lemming-Schnepfen folgen, denn im Gegensatz zu ihnen hatte ich meinen eigenen Willen – bis zu dem Moment, als er mich völlig eingewickelt hatte.

»Pepper, du bist ganz anders als alle hier im Dorf. Du hast große Pläne und Ziele. Du bist wie ich«, hatte er mich eingelullt.



»Pepper, Schnecki, du musst mir vertrauen. Du bist die Einzige, die mich versteht, die Einzige, die mich unterstützt. Alle anderen sind doch nichts im Vergleich zu dir«, war sein Einwand, wenn ich es gewagt hatte, ihn anzuzweifeln. Ich hatte mich im wahrsten Sinne des Wortes von ihm blenden lassen. Die Tränenflut wollte einfach nicht enden.

»Pippa, ich muss von hier verschwinden«, schniefte ich, »und zwar sofort.«

Meine Schwester presste die Lippen aufeinander.

»Ja, schon, aber ...« Ich blickte in ihre hellblauen, strahlenden Augen, die meinen so ähnlich sahen. *Sag es nicht, sag es nicht*, flehte ich sie innerlich an, doch sie ignorierte meine stumme Bitte geflissentlich. Außerdem wusste ich, dass sie recht hatte.

»Willst du gar nicht mit ihm sprechen? Oder ihn zur Rede stellen?« Ich sprang auf. Der Tränenstrom war mit einem Mal versiegt und WutPepper übernahm das Regiment. Das wurde auch allerhöchste Zeit.

»Nein, nein, nein! Ich will sein blödes Gesicht nicht mehr sehen, seine dummen Ausreden nicht mehr hören.« Abwehrend hielt ich ihr meine Hand direkt vors Gesicht.

Die Verzweiflung, die tief in mir verankert war, musste aus meinen verweinten, geröteten Augen direkt in ihr Herz gesprungen sein, denn meine Schwester tat etwas ganz Unerwartetes. Pippa holte tief Luft. »Na gut. Wo willst du hin? Zu Lena? Hol deine Sachen, dann fahre ich dich zum Bahnhof.«

Vor Erleichterung schossen meine Augenbrauen nach oben, beinahe kamen mir schon wieder die Tränen. Ich umarmte meine Zwillingsschwester. Ja, ich liebte sie heiß und



innig, denn sie war ein Teil von mir, aber genauso leidenschaftlich verabscheute ich ihre Werte und was sie sich vom Leben erwartete, oder besser, nicht erwartete. Es war mir unverständlich, wie sie sich damit zufriedengeben konnte.

In diesem Moment klingelte es an der Wohnungstür. Panisch sah ich Pippa an.

Sie erstarrte für den Bruchteil einer Sekunde und stand dann ruhig auf.

»Warte hier. Kann ja auch nur die Post sein.« Sie schloss die Küchentür hinter sich, und ich konnte hören, wie sie den Flur entlang zur Haustür ging.

Fieberhaft versuchte ich, mich zu erinnern, was auf dem Computerbildschirm zu Hause zu sehen gewesen war. Natürlich, ich hatte die E-Mails nicht geschlossen, es war zu erkennen, dass jemand geschnüffelt haben musste. Gabriel würde sofort verstehen, was hier los war.

Geschieht ihm ganz recht, dachte ich trotzig.

Ich schlich mich zur Tür und legte mein Ohr an die Glasscheibe. Tatsächlich, es war Gabriel. Als ich seine Stimme undeutlich vernahm, fuhr es mir schmerzhaft in die Magengrube und mein Herz zog sich zusammen, doch auch mit größter Anstrengung konnte ich nur Pippa einigermaßen gut verstehen. Später würde ich ihr einen Schauspielpreis verleihen. Ihr Ton war leicht besorgt, aber absolut unschuldig.

»Nein, sie ist nicht hier. Angerufen hat sie auch nicht. Ist was passiert? Soll ich ihr was ausrichten?«

Wenig später fiel die Haustür ins Schloss und sie kam zurück in die Küche. Pippa kniff ihre perfekten, dezent geschminkten Lippen zusammen. »Den sind wir erst mal los.«

Erleichtert sah ich sie an.



Sie seufzte und fuhr fort: »Bist du dir immer noch sicher, dass du wegwillst?«

»Ja. Zu einhundert Prozent.«

»In Ordnung. Du weißt, was ich davon halte, Konfrontationen aus dem Weg zu gehen, aber ich kann dich verstehen.«

Ich unterdrückte ein Augenrollen und den Impuls, wie ein bockiger Teenager »Ja, Mama« zu erwidern. Im Grunde wusste ich, dass sie recht hatte. Sie versuchte immer, alles richtig zu machen. Es schien, dass sämtliche pädagogischen Erziehungsmethoden meiner Eltern bei ihr mit sofort sichtbarem Erfolg gekrönt waren. Im Gegensatz zu mir, dem schwarzen Schaf, das immer ins Fettnäpfchen trat. Zu laut, zu viel, zu direkt.

»Gabriel hat mit keinem Wort etwas zum Thema E-Mails, Betrug oder sonst etwas in der Art erwähnt. Meinst du, er hat das gar nicht realisiert?«

Hilflos zuckte ich mit den Schultern. »Eigentlich ist es ziemlich offensichtlich.« Er tat also so, als wäre nichts passiert. Typisch.

»Er sagte, er müsse ins Nachbardorf zu seinem Bierlieferanten. Danach wolle er noch mal bei mir vorbeikommen, falls er bis dahin nichts von dir gehört habe. Was er natürlich nicht glaubt. Er meinte, er sei nur überbesorgt.« Sie schüttelte den Kopf über so viel Ignoranz. »Du könntest jetzt schnell zu eurer Wohnung laufen und das Nötigste zusammenpacken.«

Sehr gut. Ich sprang auf, ging mit hastigen Schritten zur Haustür und blieb abrupt stehen, die Klinke in der Hand. Die Vorstellung, in die Wohnung zurückzugehen, kam mir auf einmal völlig absurd und abschreckend vor. Was, wenn er doch zurückkam, weil er ... seinen Führerschein vergessen hatte? Was, wenn er es sich anders überlegt hatte und aus



einem unerfindlichen Grund plötzlich in der Wohnung auftauchte?

Pippa schien meine Gedanken zu lesen, und stand kommentarlos auf. Wenn es darauf ankam, war sie die beste eineiige Zwillingsschwester, die man sich vorstellen konnte.

Wie im Krimi trat sie aus der Haustür und blickte sich um. Sie drehte sich zu mir und bedeutete mir, ihr zu folgen. So ging dieses Spielchen weiter, bis wir an der Wohnung ankamen, die über dem örtlichen Pub lag. Manchmal sagte sie über ihre Schulter hinweg sogar: »Die Luft ist rein, Watson«, was mich unwillkürlich zum Grinsen brachte, da wir das als Kinder oft gespielt hatten.

In Windeseile hatte ich einen großen Koffer mit meinem nötigsten Zeug gepackt. Und jetzt saß ich im Regionalzug nach London. Kilometer um Kilometer entfernte ich mich von all den schmerzlichen Erinnerungen. Dem Drama. Dem Stillstand. Ich atmete hörbar ein und ein letzter Schluchzer arbeitete sich tief aus meinem Bauch nach oben.

»Was meint denn Lena zu dem Thema ›Gabriel?«, erklangen Pippas Worte in meinem Kopf. Sie hatte selbst auf der kurzen Strecke zum Bahnhof nicht lockergelassen.

Meine beste Freundin Lena und ich hatten die Vogel-Strauß-Methode zu unserem Lebensprinzip erkoren. Zugegeben, es war nicht immer die eleganteste Art, aber wir waren bisher gut damit gefahren.

»Na, sie weiß ja noch nichts davon, aber ich kann mir ungefähr vorstellen, was sie sagen wird. Distanz ist im Moment das beste Heilmittel. Aus seinem Umkreis entfernen. Blick nach vorne und so«, murmelte ich. Ich hatte noch nicht mit ihr telefoniert, aber ich wusste, dass sie mir zu einhundert Prozent den Rücken stärken würde.



»Hm«, machte Pippa, und das trieb mich schon wieder zur Weißglut. Dieser kleine Laut genügte, um zu wissen, dass sie meine Reaktion, vor Gabriel zu flüchten, von Grund auf missbilligte. Sie würde sich dem Mistkerl stellen, ihn damit konfrontieren. Tja, ich aber nicht.

»Wer weiß, welche Lügen und Märchen oder was weiß ich er erzählen wird. Er raspelt Süßholz, bis ich ihm verzeihe. Verstehst du?« Beinahe schluchzte ich wieder. »Er wickelt mich immer irgendwie um den Finger. Keine Ahnung, wie er das macht.« Ich hatte wirklich keine Lust, mich mit ihm zu unterhalten. Höchstwahrscheinlich wäre ein Zusammenbruch meinerseits das unvermeidliche Ergebnis, und dieses Bild wollte ich Gabriel auf keinen Fall gönnen. Energisch schüttelte ich den Kopf.

»Schon klar«, meinte Pippa und wiegte den Kopf hin und her. »Aber er hat es verdient zu erfahren, warum du abhaust.«

»Verdient? Verdient?« Meine Stimme klang schrill. »Gar nichts hat er verdient, Pippa. Absolut gar nichts.«

»Du weißt, wie ich das meine«, versuchte sie einzulenken. »Wir kennen ihn doch alle. Wenn du jetzt nicht deine Version erzählst, dann spinnt er sich irgendeine Geschichte zusammen, die ihn als den tollen Macker dastehen lässt, und du bist am Ende die ... na ja ... die zickige Freundin, die nicht gut genug für ihn, den tollen Erlebnisgastronom, war, oder so was in der Art.«

»Das ist mir herzlich egal. Mein Leben in Waterville ist ... ist ... vorbei.«

Trotzig zog ich die Nase hoch. Ich verschränkte die Arme vor der Brust und konzentrierte mich wieder auf die vorbeiziehende Landschaft.



Hecken zählen. Da waren bestimmt schon Hunderte blöde Hecken, die ich verpasst hatte.

Pippa hatte recht gehabt. Ich hätte Gabriel seine Widerlichkeiten ins Gesicht schleudern sollen, aber jetzt war es ohnehin zu spät.

Der nächste größere Bahnhof war in Southampton. Dort würde ich in einen Schnellzug umsteigen können.

Ich wählte Lenas Nummer, und sie ging sofort dran. »Maus? Alles klar?«

Ich schluckte. »Ich bin auf dem Weg zu dir.«

Ein Japsen war zu hören. »Was? Ist was passiert? Es ist doch nicht schon Wochenende?«

»Nein. Ich ...« Ich konnte nicht weiterreden.

»Ist was mit deiner Familie?«

Ich räusperte mich. »Nein, nein, da ist alles in Ordnung. Aber ... Gabriel ist ein Arsch. Er hat ... na ja, er hat mich ... Also ... Er hat was mit einer anderen gehabt. Oder er hat noch immer was mit einer ... ach was weiß denn ich. Es gibt auf jeden Fall eindeutige E-Mails, die das beweisen. Ist mir auch echt schnurzegal, ob es war, ist oder noch andauert.«

Stille schlug mir entgegen, bis Lena ihre Stimme wiederfand.

»Oh. Oje.« Sie klang ehrlich bestürzt.

»Ja. Aus. Ende. Vor...« Ich schluchzte schon wieder und wischte mir die Tränen aus den Augenwinkeln.

»O Pepper, das Beste weißt du ja noch gar nicht.«

»Hm?«, schniefte ich.

»Ich hab herausgefunden, warum Frankie nicht mehr mit Ian spricht.« Eleganter Themenwechsel. Frankie war Lenas Freund, Ian ein Kollege aus ihrer Schauspielklasse. Jetzt war nicht der richtige Zeitpunkt, um über Details meines Dramas zu sprechen, vor allem nicht am Telefon.



Dankbar nahm ich an. »Ja?«

»Also, Ian weiß ja, dass Frankie jeden Scheiß glaubt, den man ihm erzählt. Zumindest was mich betrifft. Irgendein Blödmann hat eine haarsträubende Geschichte über mich erfunden. Angeblich war ich mit Ian und fünf anderen Männern auf einem Boot und hab's mit allen ... Na ja, ... du weißt schon.« Sie kicherte.

»Bitte was? Boot? Wer denn? Wie jetzt?« Lena war die Meisterin der Ablenkung. Ich musste zugeben, dass es funktionierte.

»Ja, er hat das wohl gehört. Von einer ›vertrauenswürdigen Quelle‹, meinte er. Also schön, ich war tatsächlich auf einem Boot, um mit unserem Abschlussjahrgang zu feiern, aber das war's dann auch schon.« Sie gluckste schon wieder.

»Äh, ich bin verwirrt. Vielleicht sollte er Bücher schreiben, seine Fantasie ist ja beeindruckend.«

»Ja, nicht wahr? Finde ich auch. Und nachdem er mit einem überbordenden Temperament gesegnet ist, hat er das dann wieder an der Wohnung ausgelassen. Langsam gehen mir die Teller aus. Vielleicht sollten wir Plastikgeschirr kaufen. Aber ich werde den Teufel tun und ihn ernst nehmen. Das alles ist einfach nur lächerlich.«

Sie sagte das in einem leichten Ton, aber ich schüttelte mich bei der

Vorstellung. Lena war seit zwei Jahren mit Frankie zusammen. Sie hatten eine turbulente Beziehung, da er sie nach seinen Aussetzern immer wieder mit seiner überaus liebenswerten Art einwickelte. Na, woher kam mir das nur bekannt vor? Ich fand ja, sie ließ das schon viel zu lange über sich ergehen. Außerdem konnte ich nichts Charmantes an Frankie finden. Lena aber schwor Stein auf Bein, dass genau



das der Grund war, warum sie sich in ihn verliebt hatte. So viel Leben und Energie.

»Bist du denn schon im Zug?«

Ich nickte, obwohl sie das gar nicht sehen konnte. »Ja, Pippa hat mich hoheitsvollerweise ... Ach nein, sie war eigentlich super nett. Du weißt ja, im Notfall kann sie schon ...«

Lenas Lachen erklang glockenhell, dann fuhr sie in einem belehrenden Tonfall fort: »Jaja. Aber Pepper, du musst dich immer warm anziehen und dich deinen Problemen stellen. Glaubst du wirklich, nach London abzuhausen, wäre die Lösung?«, ahmte sie Pippa nach.

Schweigen.

»Jawohl«, sagten wir unisono und kicherten.

Es war so befreiend. Ich verstand ja, was Pippa mir sagen wollte, und es war auch erwachsen und vernünftig, aber ich fühlte mich im Moment klein und unvernünftig, und Reißaus zu nehmen, schien mir aktuell die ideale Lösung. Und Lena auch.

»Schön. Du kommst erst mal zu mir. Schick mir deine Ankunftszeit, dann hole ich dich ab. Wir zwei machen es uns hübsch gemütlich bei mir, ja?«

»Ja.« Gehorsam nickte ich, verabschiedete mich von meiner besten Freundin und legte auf.

Vierundzwanzig Hecken, fünfundzwanzig Hecken.

Pippa und ich hatten uns am Bahnsteig fest und lange umarmt. Hatte sie tatsächlich Tränen in den Augen gehabt? Sie hatte jedenfalls heftig geblinzelt. Es war erstaunlich. So ähnlich wie uns äußerlich waren, so unterschiedlich waren unsere Persönlichkeiten. Pippa war immer schon die Vorzeigetochter gewesen, immer um ein Gespräch bemüht. Konfliktbewältigung par excellence.



»Gut. Falls du doch noch irgendetwas klären willst ... Na ja, du weißt ja, bei uns ist immer ein Bett für dich frei. Leo hat auch kein Problem damit. Den Rest deiner Sachen packe ich in Kisten und schicke sie dir nach.« Sie seufzte tief. »Ich hoffe, du findest dein ominöses Cello in London. Ganz ehrlich.«

Da musste ich trotz der bescheuerten und traurigen Situation ein wenig lächeln. »Danke, Pippa. Danke, dass du das für mich getan hast. Ich rechne dir das hoch an, denn ich weiß, du hast sogar deinen Unterricht für mich sausen lassen. Aber jetzt ist Schluss, ich blicke nach vorn.«

Nach mir die Sintflut. Waterville, Schnepfenmeister samt seinem Pub, Pippa, meine Eltern, alles, was mir vertraut und bekannt war, schrumpfte zusammen, je weiter ich mich wegbewegte. Bei dem Gedanken wurde mir etwas mulmig zumute. Natürlich war ich schon öfter bei Lena in London zu Besuch gewesen, aber mich plötzlich so in ein neues Leben ohne Job, ohne eigene Wohnung in so eine große Stadt zu stürzen, war ein ganz schönes Wagnis.

Doch ich war kein kleines Mädchen mehr, unser einundzwanzigster Geburtstag lag nur wenige Wochen zurück, auch wenn ich mich in diesem Moment eher wie ein Kind fühlte, das blindlings vor seinem Problem davonlief. Schnell den Kopf in den Sand stecken.



Kapitel 2

Es war dunkel, aber ich konnte ganz klar etwas hören. Kristallklar. Na ja, vielleicht doch nicht ganz so kristallklar. Als ich mich darauf konzentrierte, war nichts mehr zu hören. Es war wie der Name, der einem auf der Zunge lag, aber je stärker man versuchte, sich zu erinnern, desto weiter entfernte er sich. Vor allem war es ziemlich unheimlich.

Ich versuchte, die Augen zu öffnen. Langsam hob ich die Lider, aber es blieb dunkel. Ich konnte nichts sehen. Absolut, gar nichts.

So muss man sich fühlen, wenn man blind ist, schoss es mir durch den Kopf.

Langsam, aber sicher kroch Panik in mir hoch. Ein lauter Knall hinter mir ließ mich zusammenzucken. Es klang wie eine schwere Tür. Dann vernahm ich Schritte, die sich rasend schnell in meine Richtung bewegten.

So, wie die Schuhe über den Boden schleiften, musste ich mich in einer Art Gang mit Steinboden befinden. Testhalber rutschte ich mit den Füßen hin und her und kam zu dem Schluss, dass ich wirklich auf glattem Stein stand.

Die Schritte waren jetzt beinahe bei mir angekommen. Ich sah immer noch nichts. Mein Atem beschleunigte sich, alles war undurchdringlich schwarz. Vorsichtig hob ich die Arme, um irgendetwas zu ertasten, doch ich griff nur ins Leere.

Wieder durchdrang das Knallen einer Tür die Stille. Ich wirbelte in die Richtung, aus der ich das laute Geräusch vermutete. Meine Hände begannen zu zittern. Ich rubbelte mir das Gesicht, als könnte ich dadurch die Blindheit vertreiben.

Irgendetwas schüttelte mich. Nein, nicht irgendetwas – irgendjemand.



Mühsam öffnete ich die Augen und blinzelte in das Gesicht eines jungen Mannes mit Schnurrbart und Kappe.

Der Schaffner berührte mich unsanft an der Schulter. »Meine Dame, der Zug endet hier. Sie müssen jetzt aussteigen.«

Ich starrte ihn fassungslos an, nur sehr langsam versammelten sich alle meine Sinne, und ich bekam wieder einen klaren Kopf. »Oh. Ist das schon Southampton? Vielen Dank.« Ich sprang auf und suchte hektisch meine Sachen zusammen. Lediglich eine Umhängetasche und den Koffer hatte ich dabei.

Der Schaffner murmelte noch etwas von »London, Gleis 9« und trollte sich dann in den hinteren Teil des Waggons.

Der Eilzug nach London war vollgestopft mit Pendlern, und ich konnte nur mit Mühe einen Stehplatz bei der Tür ergattern. Vorbei war das meditative Heckenzählen.

Als mein Handy klingelte, zuckte ich zusammen. Ein vorsichtiger Blick auf das Display ließ mich erleichtert aufseufzen, denn es war nur meine Mutter. Bevor ich das Gespräch annahm, holte ich kurz Luft. Augen zu und durch, Pepper. »Hallo, Mama.«

»Hallo, Pepper. Ich habe nur kurz Zeit, aber ist alles ...«

Ich ging auf Frontalkurs. »Ja. Nein. Ehrlich gesagt ist nichts in Ordnung. Gabriel hat mich betrogen. Ich habe eindeutige Beweise gefunden und bin auf dem Weg zu Lena nach London. Keine Chance, mich umzustimmen.«

»Oh. Ach Pepper, Mäuschen, das ist ja schrecklich. Aber ganz ehrlich ... Ach, ich weiß auch nicht. Du kennst meine Meinung zum Thema ›Gabriel.«

Ja, die kannte ich nur zu gut. Sie hatte nie an diese Beziehung geglaubt, immer wieder erwähnt, dass ich vorsichtig sein und hinter die Fassade blicken solle. Und eigentlich dachte ich, dass ich genau das getan hätte? Doch meine Mutter hatte ihn



offensichtlich von Anfang an durchschaut. Sie hatte wohl einen siebten Sinn.

»So. Na gut. London, das ist ja wunderbar. Das ist es, was du immer schon wolltest, nicht wahr? Endlich kannst du deine Träume verwirklichen.«

Ich nickte und unterdrückte die Tränen mit einem heftigen Blinzeln. Sie kannte mich gut genug und blieb auf Kurs. »Genau, Mäuschen! Und es muss ja nicht nur London sein. Die ganze Welt steht dir offen, mein Schatz, nicht wahr? Wer weiß, wo dein ominöses Cello auf dich wartet. Du bist jetzt frei und ungebunden und musst nur auf das hören, was dein Herz dir sagt.«

Ach, sie war manchmal schon süß. »Mhm. Ja, genau«, nuschelte ich, und der Heulanfall verebbte bei so viel mütterlichem Optimismus.

»Es hat mich immer gewundert, dass du nicht schon längst die Welt bereist hast. Australien, Kanada, Indien, wo auch immer.« Jetzt kam das Unvermeidliche, und ihre Stimme wurde ganz sanft und schwärmerisch. »Du bist Sibille wirklich zu ähnlich. Wenn sie noch leben würde, hätte sie dich schon längst geschnappt und wäre mit dir einmal um den Globus gejettet.«

Es war immer wieder ein melancholischer und seltsamer Moment, wenn die Sprache auf Sibille kam. Meine Mutter vermisste ihre jung verstorbene eineiige Zwillingsschwester von Zeit zu Zeit heftig. Außerdem war es etwas schräg, immer wieder mit einem Menschen verglichen zu werden, den man nur als Baby, also im Grunde gar nicht gekannt hatte. Außer ein paar Fotos und Erzählungen existierte keine Erinnerung an die sagenumwobene Sibille.

Meine Mutter hing anscheinend ihren eigenen Gedanken nach, denn es herrschte Stille.



»Mama? Ich wollte nur, dass du Bescheid weißt.«

»Vielen Dank, meine liebe Peppermaus. Ich muss auch los. Wir haben gleich einen Auftritt, zu dem wir noch fahren müssen.«

»Liebe Grüße an Papa. Tschüss, Mama.« Somit war das auch erledigt. Jetzt konnte ich mir die Zeit mit Musik aus meinem Handy vertreiben und sinnlose Nachrichten an Lena schreiben. Es war schön, einfach nur albern zu sein und dabei alle schlechten Gedanken im Sand zu vergraben.

Wenig später sah ich Lenas weißblonden Haarschopf schon aus der Ferne am Bahnsteig aufleuchten. Sie war einer der wenigen Menschen, der superkurze Haare extrem gut standen und burschikos und weiblich zugleich wirkten. Das kam wahrscheinlich auch daher, dass sie das unwiderstehlichste Lächeln mit den nettesten Grübchen besaß, die ich je gesehen hatte. Ja, sie war einer der liebsten Menschen, die ich kannte.

Als ich aus dem Zug ausstieg, begrüßten wir uns überschwänglich und fuhren gemeinsam zu ihrer Wohnung. Dort angekommen, spähte ich in die kleine Wohnküche.

»Alle ausgeflogen. Mach dir keine Gedanken. Bei uns ist immer viel los. Für die nächsten paar Tage kannst du hierbleiben.«

Ich umarmte sie spontan. »Und du bleibst bei Frankie?«

Sie nickte. »Klar, ist ja kein Problem. Er will sowieso immer, dass ich bei ihm einziehe. Eine Art Probeinzug also.« Sie zuckte mit den Schultern und sah nicht sonderlich überzeugt aus.

Die Wohnung hatte drei Schlafzimmer, die sich Lena mit zwei Schauspielstudenten aus ihrem Studiengang teilte. Mir wäre das zu kommunenartig gewesen. Man sah sich jeden Tag



im Unterricht und dann noch am Abend in der Küche? Aber anscheinend funktionierte es.

»Wie ist Frankie denn gerade so drauf?«

Lena zuckte wieder mit den Schultern und schob meinen Koffer in ihr Zimmer. Es war gerade so groß, dass ein Doppelbett hineinpasste. Auf einer Seite war ein Wandschrank eingelassen, aber die meisten Kleidungsstücke lagen ohnehin verstreut auf dem Boden und auf dem Bett herum.

Mein Handy klingelte. Lena hob fragend die Augenbrauen, und ich nickte nur bestätigend. Sie fuhr sich mit dem Zeigefinger an der Kehle entlang. Entschlossen drückte ich auf »Anruf ablehnen«. Mit ihr an meiner Seite war es viel einfacher, stark zu sein und nicht abzuheben.

Lena, die Meisterin der Vogel-Strauß-Methode, benötigte nur den Bruchteil einer Sekunde, um mich vom nächsten Zusammenbruch abzulenken. »Na ja, Frankie hat gerade einen kleinen Auftrag, ein Logo zu entwerfen. Das tut ihm gut. Lenkt ihn ab von den Blödheiten. Und dann raucht er auch weniger Zeug. Na ja, du weißt schon. Das bedeutet weniger Paranoia und so weiter.«

Das war gut und machte mein schlechtes Gewissen etwas erträglicher. Ich wollte sie nicht aus ihrer Wohnung treiben, es war jedoch auf die Schnelle die einzige Lösung gewesen. »Aber heute Nacht bleibst du hier? Ich brauche seelischen Beistand«, bettelte ich sie regelrecht an.

Lena grinste. »Klaro. Wir müssen dein Singledasein feiern, nicht wahr? Ich rufe Frankie an und gebe ihm Bescheid.«

Ich ließ mich aufs Bett plumpsen. Mein Handy klingelte wieder, und ich setzte mich kerzengerade auf. Als ich erkannte, wer mich da erreichen wollte, schlug ich mir mit der Hand auf den Mund. Diesmal war es nicht wie



erwartet – oder hatte ich es mir erhofft? – mein Ex. Nein, es war meine Chefin. In all dem Chaos hatte ich völlig vergessen, zurück zur Arbeit zu gehen. Ich war nach Hause gelaufen, um etwas zu essen, und dann war ich sozusagen in einen Abgrund gestürzt. Sogar Pippa hatte vergessen, mich darauf hinzuweisen.

Ich nahm das Gespräch entgegen, verstellte meine Stimme, sprach ganz leise und krächzte ein wenig. »Mrs Curran, es tut mir so leid. Ich habe gerade zwei Stunden über der Kloschüssel verbracht. Wahrscheinlich habe ich mir irgendetwas eingefangen. Ich muss ...« Ich brach ab und gab ein sehr glaubwürdiges Würgen von mir.

»Pepper, Kind, bleib zu Hause. Das klingt ja grässlich. Kurier dich aus und komm mir ja nicht in den Laden, bevor du nicht wieder gesund bist. Kann ich jetzt gar nicht gebrauchen, so ein Virus. Gut. Also dann, gut. Ja. Bitte schön. Gute Besserung«, schloss sie, und legte auf, ohne auf eine Antwort zu warten.

Puh, das ist ja noch mal gut gegangen. Doch das Problem hatte ich damit noch nicht vom Hals. Ich würde noch richtig kündigen müssen. Mein Magen zog sich bei der Vorstellung, meiner gestrengen Chefin gegenüberzustehen, krampfhaft zusammen. Doch tagein, tagaus zu Snappy Snips zur Arbeit zu gehen, lag im Moment weit außerhalb meines Vorstellungsbereichs.

»Ach Frankie, jetzt hör schon auf!« Lenas ungeduldige Stimme riss mich aus meinen Gedanken. »Mir reicht's jetzt langsam. Warum muss ich mich immer rechtfertigen, wenn ich die harmlosesten Dinge tue? Nicht hinter jedem und allem steckt eine Verschwörung gegen dich. Bitte, dann rede mit Pepper. Sie ist hier.«



Meine Freundin stampfte mit geröteten Wangen, einem sehr ärgerlichen Gesichtsausdruck und dem Handy weit von sich gestreckt wieder ins Zimmer.

Etwas verdattert nahm ich es entgegen und hielt es an mein Ohr.

»Hallo?« Ich hörte nur ein Schnaufen. »Frankie? Ich bin's, Pepper«, versuchte ich es vorsichtig.

»Jaja. Gibst du mir Lena bitte wieder?« Es klang, als presste er seine Kiefer fest aufeinander.

Ich zuckte hilflos mit den Schultern, hielt meiner Freundin ihr Handy mit spitzen Fingern vor die Nase, als würde es gleich explodieren, und machte dazu ein dementsprechend angstvolles Gesicht.

Lenas Mundwinkel zuckten. Es tat gut, mich auf etwas anderes konzentrieren zu können und nicht die ganze Zeit an Gabriel zu denken. Meine verkrampften Grimassen verfehlten ihre Wirkung nicht. Lena hatte große Mühe, ernst zu bleiben.

»Glaubst du mir jetzt? Sie hat sich von Gabriel getrennt. Frauengespräche haben jetzt oberste Priorität, verstehst du?« Er schien zufrieden zu sein, denn Lenas Gesichtsausdruck entspannte sich etwas.

»Na klar, Süßer. Wir sehen uns dann morgen. Ganz sicher.« Ihre Stimme triefte honigsüß.

Lena ließ sich auf das Bett fallen. Sie atmete tief ein und mit einem lang gezogenen Seufzer wieder aus. »Er. Macht. Mich. Wahn. Sinnig.«

Ich rollte mich auf den Bauch, stützte den Kopf auf die Hände und betrachtete ihr schönes Gesicht. Ihre hellen Augen glitzerten vor Tränen.

»Ich weiß nicht, wie lange ich das noch aushalte«, sagte sie leise, wobei ihre Stimme bebte.



Nun betrachtete ich sie genauer. Manchmal war es wirklich sehr schwer zu unterscheiden, wann sie spielte und wann es ihr wirklich ernst war. Sie war der Inbegriff einer Dramaqueen und bestimmt die beste Schauspielerin, die ich kannte. Zugegeben, Frankie war mir nicht geheuer mit seinen unkontrollierbaren Emotionsausbrüchen. Sie hatte wirklich gute Gründe, nicht gleichmütig zu reagieren.

Ich starrte sie noch etwas intensiver an und kniff die Augen zusammen. Lena presste die Lippen fest aufeinander. Plötzlich brachen wir beide in schallendes Gelächter aus und prusteten los, als gäbe es keine Probleme auf dieser Welt. Dem Himmel sei Dank für beste Freundinnen.

Wir fanden eine offene Flasche Rotwein in der Küche, kippten diese in Rekordgeschwindigkeit hinunter und amüsierten uns mit einem unsinnigen *YouTube*-Video nach dem anderen. Es war die perfekte Vogel- Strauß-Methode.

»Männer sin doch alle ...«, lallte Lena und brach ab.

»Fin ich auch«, bestätigte ich.

Wir taten uns beide ziemlich schwer, die richtigen Worte zu finden. Vielleicht hätten wir den Tequila nicht anrühren sollen, aber das war nun auch egal. Alle schlechten Gefühle waren gedämpft und teilweise verdrängt. Das war den Verlust ein paar blöder Vokabeln wert.

Ich bekam Schluckauf. »Aber warum bissu dann eigentlich noch mit Lena zusamm? Ääääh, ich mein ... Frankie. Ja, Frankie. Warum? Ich weiß, du has mir das schon oft erklärt, aber ich hab's nie ... wirklich verstandn.« Hicks.

Lena nickte bedächtig, dann sprang sie auf und begann einen theatralischen Monolog. »Er is meine erse große Liebe, er liebt mich so, wie ich bin. Und ... und ... ich will eine Familie mit ihm gründn und ein Haus mit weißm Zaun.

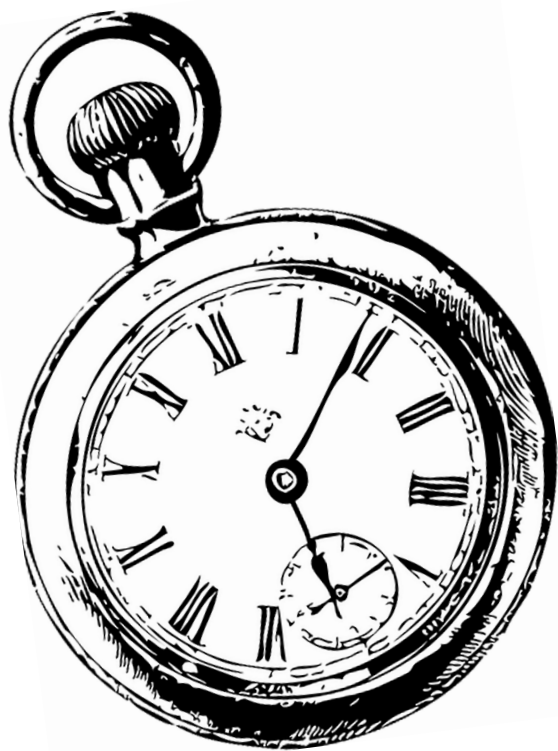


Ja.« Dann fiel sie vornüber aufs Bett und begann leise zu schnarchen.

Ihre Worte fanden langsam in meine alkoholgetränkten Gehirnwindungen. Eine Familie, Kinder, ein Haus mit einem Zaun drumherum. Vorzugsweise in Weiß. Hicks. Das war unser beider Kleinmädchentraum gewesen. Genau.

So ein Quatsch. Weltreisen ... Selbst ist die Frau ..., murmelte eine leise Stimme in mir. Hicks.





Kapitel 3

Es war wieder so unheimlich dunkel, doch dieses Mal wollte ich keine Zeit verlieren. Mit aller Macht riss ich die Augen auf und konnte zumindest vage Umrisse wahrnehmen. Ich befand mich in einem langen Korridor, der mir seltsam bekannt vorkam. Der lange Gang lag düster im Zwielflicht, hatte ein paar wenige Türen, die aber ohne jeden erkennbaren Rhythmus verschwanden und wieder auftauchten. Je mehr ich mich darauf konzentrierte, desto weniger nahm ich wahr. Alle Farben schienen aus dieser Welt herausgedreht worden zu sein. Es sah ein wenig so aus wie die Sepiafunktion in meinem Handy.

Eine schlichte, dunkelblau lackierte Holztür öffnete sich direkt neben mir. Ich erschrak und blickte in ... mein eigenes Gesicht? Kein Zweifel, das war ich – allerdings in stark veränderter Form. Die Haare waren kurz und akkurat zu einem Pagenkopf geschnitten, nicht lang und glatt, wie ich sie vom letzten Blick in den Spiegel in Erinnerung hatte. Das taubenblaue Business-Kostümchen saß wunderbar, betonte meine Figur, und von hinten hätte ich mich selbst nicht mehr erkannt. So ein Outfit würde ich im Leben nicht anziehen.

Mein zweites Ich schenkte mir allerdings keine Beachtung, straffte den Rücken und stolzierte hoch erhobenen Hauptes an mir vorbei. Mir fielen die hochhackigen Pumps auf, in denen ich nie laufen könnte, und ich musste grinsen. Ich verspürte einen unwiderstehlichen Drang, meinem herausgeputzten Ich auf jeden Fall zu folgen, doch ich stand wie angewurzelt da und konnte mich nicht bewegen. Meine Füße klebten am Boden fest. Der klassische Albtraum. Sosehr ich es auch versuchte, es war aussichtslos.



Ein sehr realer Niesreiz kitzelte mich in der Nase. Mit dem ersten Niesen setzte ich mich auf, vier weitere folgten. Wo war der Korridor geblieben?

Langsam nahm ich meine Umgebung wahr. Ich saß auf Lenas Bett. Um mich herum lagen Klamotten, haufenweise gebrauchte Taschentücher, Pizzaschachteln, leere Eiskartons und Getränkebüchsen.

Seufzend ließ ich mich zurück auf das weiche Kopfkissen sinken. Ich wollte wieder träumen. Von mir aus auch von zwielichtigen Korridoren und absurden Varianten von mir selbst, wenn ich nur nicht dieser blöden Realität ins Auge blicken musste.

Seit unserer ersten Nacht, in der Lena und ich alles völlig in Alkohol ertränkt hatten, waren mittlerweile ein paar Tage vergangen. Anfangs hatte ich nur auf dem Bett gesessen und mir eine Fernsehserie nach der anderen reingezogen. Jeden Anruf und jede Nachricht von Gabriel ignorierte ich dabei geflissentlich. Darauf war ich sogar ein bisschen stolz.

Anfangs war das gar nicht so einfach gewesen, denn ein Teil der Nachrichten war auf dem Display immer zu lesen.

Da stand dann »Schnecki? Alles in ...« und »Wo bist du?« oder »Wir müssen red...«.

Am ersten Tag kamen einige Nachrichten, am zweiten nur noch eine, dann tagelang nichts. Auch kein Anruf. Das schmerzte, half aber auch dabei, mich von ihm abzukapseln. Ein Schnepfenmeister, der sich dementsprechend benahm, war leichter zu hassen als der reumütige und selbstzweifelnde Gabriel, der ohne mich nicht leben konnte.

Da ich nicht als totaler Schmarotzer dastehen wollte, füllte ich den Kühlschrank mit allen möglichen Eissorten, süßem



und salzigem Junkfood. Ich bewegte mich nur aus dem Zimmer, um aufs Klo zu gehen, und der Pizzalieferant kannte mich nach kürzester Zeit schon mit Namen. Duschen fand ich schon übertrieben. Wozu auch? Mich sah doch sowieso niemand. Wenn ich mich doch mal in die Küche schlich, setzte ich eine Sonnenbrille auf und zog mir die Kapuze tief ins Gesicht. Lenas Mitbewohner waren ohnehin fast nie zu Hause, so konnte ich mich meiner Trauer und meinem Frust ganz hingeben. Ich vermied romantische Filme und konzentrierte mich auf lustige Inhalte, Sitcoms und Actionfilme. Lena kam täglich vorbei, und wir regten uns schrecklich über Männer im Allgemeinen und Gabriel im Speziellen auf.

Die letzte Textnachricht, die ich von meinem Ex erhielt, las sich so:

»Ok. Mir reicht's.«

Lena regte sich fürchterlich darüber auf. »Wie kann er nur so ein ... so ein arroganter Arsch sein?«

In meinem Kopf tauchte ein Bild auf, das Gabriel in fröhlichster Stimmung zeigte, links und rechts eine Schnepfe im Arm. Da stiegen mir sofort wieder die Tränen in die Augen. Es tat zu weh. War ich so leicht zu ersetzen?

Lena wechselte zielsicher das Thema, wenn es zu brenzlig wurde, oder brachte mir einen großen Becher mit Eiscreme. Manchmal tat sie beides, und ich ließ mich dankbar ablenken.

Am Ende der Woche ging es mir eine Spur besser, aber ich wusste auch, dass ich so nicht weitermachen konnte. Morgen. Morgen würde ich daran arbeiten, mein Leben wieder in den Griff zu bekommen. Morgen. Spätestens übermorgen. Ich tippte an meinem Handy herum und versuchte herauszufinden, ob es eine Funktion gab, die gelöschte Nachrichten wiederherstellte. Mann, war ich schwach.



Ich schreckte hoch, als die Tür aufgerissen wurde und Lena ins Zimmer schwebte. »So, Maus. Die Trauerphase ist jetzt beendet. Du hattest dein Trauerjahr.«

Ich zog mir das Kissen über den Kopf. »Lalala ... Das war höchstens eine Trauerwoche.« Ich steckte mir die Finger in die Ohren. »Außerdem brauche ich noch mehr ... Zeit«, jammerte ich. Lena setzte sich zu mir aufs Bett und verkündete, dass sie wieder zurück in die WG ziehen musste.

»Aber warum? Bist du nicht froh, so viel Zeit mit Frankie zu verbringen?«, argumentierte ich schwach.

Sie wiegte den Kopf hin und her. »Ja, schon, aber ich brauche auch ein bisschen Zeit für mich. Ganz ehrlich? Frankie jeden Tag zu sehen, ist ganz schön viel. Er wittert in allem und jedem eine Gefahr, spinnt sich die wildesten Geschichten zusammen, die ich dann recht einfach widerlegen kann, aber ...« Sie seufzte schwer. Das klang, als steckte da noch mehr dahinter.

Mit einer verärgerten Geste wischte sie durch die Luft und war wieder ganz die Alte. »Außerdem muss ich mich auf zwei Rollen vorbereiten. Vor allem auf die Julia für diese Globe-Geschichte. Da kann ich keine Ablenkung gebrauchen.«

Sosehr Partygirl und spontan sie auch war, sie nahm ihre Schauspielkarriere sehr ernst. Ich sah ein, dass es an der Zeit war, mir eine eigene Bleibe zu suchen.

Lena gab mir einen Klaps auf den Po, was uns beide zum Lachen brachte. »Deine Schwester hat dir übrigens deine restlichen Sachen geschickt. Sind nur ein paar Kisten, aber ich glaube, deine Mama hat auch noch ein paar Dinge dazu eingepackt.«

Ich sah mich hilflos um. Es war kein Zentimeter Platz, um hier irgendetwas abzustellen. »Aber wo ...«, begann ich irritiert.



Lena zuckte mit den Schultern. »Die stehen draußen im Flur.«

Ich schielte hinaus und erschrak. Der schmale Gang war fast völlig mit Pappkartons verstellt.

Als Lenas Handy klingelte, wurden ihre Augen groß. Sie zeigte mir das Display: Gabriel. Ich flüchtete zurück ins Bett.

»Ja? Hallo, Gabriel. Nein. Ja, schon. Na gut. Okay.«

Ich hatte mein Kissen fest umschlungen und starrte sie erwartungsvoll an. Sie ließ das Telefon sinken und flüsterte: »Er will vorbeikommen. Jetzt gleich.«

Gehetzt sprang ich auf und trat nervös auf der Stelle. »Was? Hierher?«, sagte ich hysterisch.

Lena behielt einen kühlen Kopf. »Ich frage dich das jetzt nur einmal, Pepper. Willst du mit ihm reden?«

Ich brachte keinen Ton heraus und schüttelte nur wild den Kopf.

»Gut, dann versteck dich am besten unter dem Bett. Nur zur Sicherheit.«

Schon war ich unter das Gestell gekrochen. Ich hörte, wie Lena ein paar Sachen hin und her schob und Kleidungsstücke zusammenraffte, dann klingelte es schon. Sie ließ die Zimmertür sperrangelweit offen, so konnte ich alles zwar gedämpft, aber gut verstehen.

»Hallo, Lena. Ich mache mir wirklich Sorgen um Pepper. Ich war mir sicher, dass sie bei dir ist. Und ich weiß, dass ich totale Scheiße gebaut habe.«

Aha, die Mitleidsmasche. Mistkerl. Aber an Lena prallte das völlig ab.

»Ja, das hast du. Sie hat ein paar Tage hier gewohnt und sich dann eine eigene Wohnung gesucht. Und gefunden«, ergänzte sie.



»Das ist toll, sie hat sich das immer gewünscht. Ich freue mich sehr für sie. Ach Schnecki.«

Der Verständnisvolle. Die Galle machte sich bereit zum Aufstieg. Siedend heiß realisierte ich, dass meine Kisten da draußen hübsch aufgereiht standen.

»Und weißt du vielleicht, wo sie jetzt ist? Ich will nur ein paar Sachen klarstellen. Ach, im Grunde will ich mich entschuldigen. Es ist sowieso unverzeihlich, was ich getan habe.«

Ich konnte nur Gabriels und Lenas Schuhe sehen. Die Ehrlichkeitsmasche. Fast noch besser als der Einsichtige. Dieser hinterhältige Schnepfenmeister. Inständig hoffte ich, dass er meine Sachen nicht bemerken oder erkennen würde.

»Ich kann auch warten. Hier ... oder sonst wo. Sag mal zieht hier jemand...«

Für einen sehr kurzen Moment musste ich mich schwer beherrschen, nicht unter dem Bett hervorzukrabbeln, aber Lena reagierte schnell und mit einer Heftigkeit, die selbst mich in meinem Versteck überraschte.

»Nein, das geht nicht. Sie wollte mich anrufen wegen der Wohnung. Im Moment habe ich keine Ahnung, wo sie ist, ehrlich. Ich habe ihr ja auch noch versprochen, ihr ihre Sachen zu bringen. Und jetzt muss ich leider los. Tut mir leid, Gabriel.«

Es war faszinierend, wie leicht ihr die Lügen über die Lippen kamen.

Sie drängte ihn unauffällig, aber sehr bestimmt in Richtung Wohnungstür.

»Ich verspreche dir, dass ich mich bei dir melde, wenn ich weiß, wo sie wohnt.«

Er drehte sich um und stapfte zögernd zur Tür. »Na gut. Und bitte richte ihr aus, dass ich mich nur unterhalten möchte.



Mich entschuldigen. Das ist alles.« Selbst seine Schuhe machten den Eindruck eines geprügelten Hundes.

Etwas in mir hatte Mitleid mit ihm, aber ich hatte dieses Gespräch in verschiedenen Varianten schon oft mit ihm geführt. Auch wenn ich ihm glauben wollte, ich konnte es nicht mehr. Es war eindeutig vorbei.

Die Tür fiel ins Schloss, Lena drehte den Schlüssel herum. Langsam kroch ich unter dem Bett hervor und setzte mich wieder darauf. Sie hielt sich einen Finger an die Lippen, um mir zu bedeuten, leise zu sein, aber seine Schritte verhallten im Treppenhaus, alles blieb still.

Ich sah zu Lena auf. »Danke.«

Sie beobachtete mich genau. »Wenn es das ist, was du willst ... Mich hat er schon wieder beinahe rumgekriegt. Er schafft es ganz gut, den Reumütigen zu spielen.«

Ich seufzte. »Er ist keinen Deut besser als Frankie. Beim Süßholzraspeln ganz große Klasse, aber nichts dahinter. Außerdem lernen sie beide nicht aus ihren Fehlern.«

Lena zuckte mit den Schultern. »Aber Frankie hat mich nicht betrogen.«

Dafür zerschlägt er das Geschirr, ist grundlos eifersüchtig und schmeichelt sich dann wieder ein. Ich konnte da keinen großen Unterschied erkennen, doch ich wollte mich jetzt nicht mit meiner besten Freundin streiten. Was das anging, hatten wir anscheinend zu unterschiedliche Ansichten. Zudem hatte sie mich vor einer für mich schrecklichen Konfrontation bewahrt, bei der ich vielleicht sogar wieder schwach geworden wäre. Vermeidung war die einzige Möglichkeit gewesen. Zumindest war ich davon im Moment überzeugt.

»Ist ja auch egal. Das wäre jetzt erst mal erledigt, mein Schatz. Keine Angst, ich werde ihm nichts von deinem Aufenthaltsort



hier oder sonst wo erzählen.« Sie machte eine Geste, als würde sie einen Eid ablegen.

»Aber ich habe jetzt dramatischen Dramatikunterricht und bin schon spät dran. Tschüss, Süße!« Und schon schwebte sie hinaus.

Unmotiviert krabbelte ich aus dem Bett und gönnte mir eine lange Dusche. Und wirklich, ich fühlte mich danach besser. Immer wieder spähte ich durch das Fenster auf die Straße und sogar durch den Türspion ins Treppenhaus, aber von Gabriel war keine Spur zu sehen. Lena war sehr glaubwürdig gewesen.

Außerdem setzte endlich der Londoneffekt ein. Ich nannte das so, weil ich jedes Mal ziemlich aufgeregt war, in dieser herrlichen Stadt zu sein. Mein Liebeskummer hatte alles überdeckt, aber Abenteuer-Pepper kämpfte sich beharrlich an die Oberfläche. Immer, wenn ich in London zu Besuch war, hatte ich das Gefühl, etwas ganz Wunderbares würde passieren. So verrückt das klingen mochte, aber ich konnte den Puls der Stadt förmlich spüren. Das war mein ganz persönlicher Londoneffekt, der selbst meine dunkelsten Gedanken durch Mut und Optimismus erhellte.

In frische Klamotten geschlüpft und nach einem schwarzen Kaffee aus der WG-Küche begab ich mich auf Wohnungssuche. Es dauerte allerdings einige Tage, bis ich fündig wurde. Ein paar Nächte teilten Lena und ich sogar ihr Bett, was ganz witzig war, weil wir wie kleine Mädchen bis tief in die Nacht herumalberten und ich manchmal den Herzschmerz fast völlig vergessen konnte. Aber das war natürlich keine Lösung auf Dauer.

Nach zehn verschiedenen Wohngemeinschaften, von denen eine allen Ernstes einen Schrank unter der Treppe – nein, das



ist kein Witz – zu einer horrenden Summe anbot, lief ich zu diesem Zeitpunkt ziemlich entmutigt buchstäblich in meine zukünftige Vermieterin, Ms Smithers, hinein.

Ich kam gerade von einem Gespräch mit einer Gruppe von Mädchen, die auf den ersten Blick zwar ganz nett gewirkt hatten, aber ich hätte mir drei Zimmer mit fünf Frauen teilen müssen. Rein mathematisch war ich nicht ganz sicher, wie das hätte funktionieren sollen, aber die Damen waren bei meinen leicht ironischen Kommentaren jedes Mal ernst geblieben. Außerdem erteilten sie striktes Männerverbot und hatten insgesamt eine fragwürdige Lebensphilosophie. Kopfschüttelnd trat ich in einen Gemischtwarenladen, um mir eine kleine Tüte Chips zu kaufen. Am Ausgang entdeckte ich ein Korkbord, auf das verschiedenste Kleinanzeigen gepinnt waren, darunter auch Mietangebote. Ich riss mir eine Nummer ab, als ich hinter mir ein Ächzen vernahm.

Ms Smithers stand vor einem Regal und mühte sich mit einem riesigen Sack Katzenstreu ab. Sie sah so entzückend aus in ihrem fliederfarbenen Kostüm mit dem dazu passenden winzigen Hut. Ich kam ihr zu Hilfe und bot an, ihr den schweren Sack nach Hause zu tragen. Sie musterte mich für wenige Sekunden skeptisch, und ich erwartete, dass sie verneinen würde. Es wäre ihr nicht zu verdenken gewesen. Abgerissene Jeans, Netz-T-Shirt, Pulswärmer, geringelte Leggings ... Ich liebte es eben wild und bunt. Wenn man so schwarze Haare hatte wie ich, musste man Akzente zum Ausgleich setzen. Mein Kleidungsstil war meist recht durcheinander, aber nicht dreckig oder zerlumpt.

Ms Smithers zuckte nicht einmal mit der Wimper, im Gegenteil, sie war hoch erfreut. »Normalerweise macht das



immer Liam James aus dem Laden hier, aber der ist gerade unterwegs. Ich habe wohl meinen Zeitplan irgendwie durcheinandergebracht.« Sie strahlte über das ganze Gesicht.

Während sie bezahlte, ging ich zurück zu den Anzeigen und Zettelchen und steckte die Nummern in meine Jackentasche.

»Ich wohne auch gar nicht weit weg von hier. Das ist wirklich unwahrscheinlich nett von Ihnen, meine Liebe. Wie heißen Sie noch mal?«

»Pepper. Pepper Tea. Das ist gar kein Problem, ich habe Zeit. Ich bin sozusagen Nomade auf Wohnungssuche«, setzte ich ein bisschen sarkastisch hinzu.

»Aha, aha. Hm, hm, hm«, erwiderte Ms Smithers und tippte sich mit dem Zeigefinger an die Unterlippe.

Sie plapperte weiter über ihre Katze Clodagh und das Wetter, und ich war dankbar über die Ablenkung. Spätestens übermorgen musste ich wirklich eine Wohnmöglichkeit finden. Lena hatte mir außerdem mitgeteilt, dass zwei ihrer WG-Kollegen innerhalb der nächsten Tage Besuch bekämen. Es würde also verdammt eng werden, wenn ich auch noch da wäre.

Als wir in Ms Smithers Appartement ankamen, verschlug es mir die Sprache. In diesen Räumen war ganz offensichtlich die Zeit stehen geblieben. Alles war perfekt im viktorianischen Stil gehalten. Es war erstaunlich. Vor allem, weil diese alte Dame offensichtlich in diesem Museum lebte. Es war pedantisch sauber, gepflegt und wunderbar erhalten. Der zentrale verschnörkelte Kamin im Wohnzimmer war eine prachtvolle Schönheit, dicke rote Samtvorhänge zierten, ordentlich zur Seite aufgerollt, die Fenster. Dort entdeckte ich nicht minder edle, weiße Spitzenvorhänge.

»Kommen Sie, meine Liebe, ich mache uns erst einmal eine Tasse Tee. Nehmen Sie Zucker und Milch? Ja sicher. Natürlich



tun Sie das.« Sie verschwand mit tippelnden Schritten in der Küche.

Die dicken Polsterstühle mit den großen Blumenmustern harmonierten außergewöhnlich gut mit dem ausgelegten Teppich. Alles war in Gold, Weinrot und Beige gehalten. Im wahrsten Sinne des Wortes atemberaubend.

Ms Smithers kam kurz darauf mit einem kleinen Tablett wieder, auf dem sich eine Porzellanteekanne samt Tassen befand. Natürlich ein makelloses Set, das im selben Stil wie der Rest des Appartements gehalten war. Eine junge Queen Victoria darauf lächelte mir streng, aber gütig entgegen. Pippa wäre hellauf begeistert gewesen.

»Vielen Dank, das brauche ich jetzt wirklich.«

Erschöpft sank ich in den bequemen Sessel und sah mich um. Der heiße, süße Tee war stark und beruhigte meine Nerven. Über dem Kamin thronte ein wunderschönes Gemälde einer jungen Frau, in Gold gerahmt.

Ms Smithers bemerkte meinen Blick und nickte wohlwollend. »Meine Großmutter, Minnie. Sie war eine Schönheit, nicht wahr?«

Wir versanken beide in dem Bild und betrachteten es schweigend. Der Gesichtsausdruck der Dame war schwer zu deuten. Sehr ernst, dennoch schien ihr der Schalk aus den Augen zu blitzen?

Etwas Weiches strich plötzlich an meinen Beinen entlang. Automatisch griff ich nach unten, um zu fühlen, was das für ein Tier sein könnte. Als ich hinuntersah, war nur das Hinterteil samt steil aufgestelltem Schwanz der Katze zu sehen, die in Windeseile Richtung Küche verschwand. Ms Smithers lächelte. »Clodagh ist sehr scheu, sie ist aus dem Tierheim. Sie verstehen, ja? Da weiß man nie genau, was den



armen Geschöpfen davor zugestoßen ist. Aber sie ist äußerst anschmiegsam, wenn sie einmal Vertrauen zu jemandem gefasst hat.«

Ich versuchte, noch einen Blick auf das Tier zu erhaschen, aber es blieb verschwunden.

»Tiere sind nun mal mein Leben«, plapperte sie weiter.

Mir fiel auf, wie viele Hundefotos es in diesem Appartement gab. Bei näherer Betrachtung konnte ich erkennen, dass es sich dabei um ganz außergewöhnliche Porträts handelte. Die Tiere waren augenscheinlich frisch aus dem Hundesalon entsprungen, samt Schleifen, Accessoires und witzigen Requisiten. Das Zentrum bildete ein großes Foto von einem riesigen schwarzen Königspudel im Tutu. Er starrte mich hoheitsvoll aus seinen glänzenden dunklen Augen an. Es war zu komisch. Schmunzelnd betrachtete ich die absurde Sammlung.

»Etwas ganz Besonderes, dieser Fiffi. Sieht man sofort, nicht wahr? Bin noch hier und da in diesem Salon, einfach nur zu Besuch.« Sie seufzte verzückt. »Ich habe dort so gern gearbeitet.«

Ich nickte begeistert, mehr über diese schrägen Fotos als über die abgebildeten Tiere, und lächelte Ms Smithers an.

»Dieses Haus,« begann diese nun zu erzählen und ließ ihren Blick liebevoll über den Wohnraum gleiten, »ist schon sehr lange im Besitz meiner Familie. Es kann sogar sein, dass es einer meiner Vorfahren erbaut hat. Allerdings gab es immer wieder mal ein Familienmitglied, das es leider völlig vernachlässigt hat.« Sie schüttelte missbilligend den Kopf und rümpfte dabei die Nase.

Ich schmunzelte, weil ihr Gesicht dabei so niedlich wirkte, aber ich schwieg, um sie fortfahren zu lassen.



»Können Sie sich das vorstellen? Da widersteht so ein Gebäude dem Krieg, Hausbesetzungen, jedem Wind und Wetter, aber so ein Hallodri von einem Onkel bringt es fast zum Einstürzen.« Sie machte eine unwirsche Handbewegung, als könnte sie so die schlechten Erinnerungen wegwischen. »Na, schlussendlich, als ich übernommen hatte, haben wir es in ein Mietshaus umgewandelt.« Sie sprudelte nur so vor sich hin, und ich hielt das einfach für einen schrulligen Hang, jedem Menschen alles Mögliche zu erzählen. »Leider«, kicherte die alte Dame hinter vorgehaltener Hand, »wurden nicht genug Abflussrohre eingebaut. Einige Appartements müssen sich nun eine Toilette teilen.«

Nun ließ ich meinen Blick wieder an den Wänden entlangschweifen, denn ich liebte Häuser, die eine Geschichte erzählten. Wann bekam man diese schon so hautnah und lebensecht zu hören? In meiner Fantasie sah ich alle möglichen Menschen durch die Räume laufen.

»So, meine Liebe, nun machen wir aber mal Nägel mit Köpfen.«

Die alte Dame fixierte mich so unverwandt, dass ich unwillkürlich zurückschreckte. »Ähm ... Nägel mit ... Weshalb?«, stammelte ich.

»Es gelten folgende Regeln: Die Wohnung muss sauber und ordentlich gehalten werden, für die Toilette gibt es einen genauen Putzplan, auf dessen Einhaltung ich absolut bestehe. Partys sind erlaubt, die Lautstärke muss sich allerdings in Grenzen halten. Und bitte nicht jeden Tag, das versteht sich von selbst, nicht wahr?«

Ich starrte sie mit offenem Mund an und konnte ihr beim besten Willen nicht folgen. Sie stand auf, nickte und bedeutete mir, sie zu begleiten. Im Flur sperrte sie die



Wohnung nebenan mit einem Schlüssel auf, den ich zuvor nicht bemerkt hatte.

Wann hatte sie den ... Na, egal.

Wir betraten die kleine Einzimmerwohnung. Schlicht, aber voll ausgestattet mit einem nicht ganz neuen, aber hübschen Parkettboden und vor allem sauber und gepflegt. Obwohl die Einrichtung absolut nicht mit Ms Smithers' Stil zu vergleichen war, hatte jemand offensichtlich viel Liebe in die Planung des Eingangsbereichs gesteckt. Dieser war Küche, Badezimmer, Essbereich und Vorraum in einem. Schlichte Holzmöbel waren handgefertigt und passgenau eingebaut worden.

»Die Miete können wir wöchentlich oder monatlich vereinbaren. Hauptsache, sie kommt pünktlich. Kautions ist selbstverständlich, nicht wahr?«

Wir standen mittlerweile in dem einzigen Raum neben dem Küche- Bad-Esszimmer, in dem nur ein Schrank, ein Bett und eine Kommode standen. Diese waren im selben Stil aus gemasertem, hellem Eichenholz gefertigt, einfach wie praktisch.

Sie sah mich streng an, obwohl ihr sanfter Tonfall das extrem milderte. Ihre Gesichtszüge entspannten sich zunehmend, während sie fortfuhr: »Wie es der Zufall so will, ist mein letzter Mieter gerade ausgezogen, und da sind Sie mir regelrecht in die Arme gelaufen. Nun, was sagen Sie?«

Ich starrte die alte Dame ungläubig an und klappte den Mund auf und wieder zu, wie ein Fisch auf dem Trockenen, der nach Luft schnappte. Ich konnte gar nicht glauben, dass mir das soeben passierte.

Ms Smithers' Augenbraue zog sich nach oben. Ich nickte heftig und strahlte sie an.



Die Miete war mehr als erschwinglich, und in mir stieg ein Glücksgefühl auf, das sich wie kleine Blubberbläschen anfühlte, die in einem Sektglas nach oben steigen. Na, wer sagt's denn. Manchmal passierten auch mir ganz großartige Dinge.



